

Frostbite: Marx und Marxismus im Kalten Krieg

Robert Zwarg

Als 1970 der erste amerikanische Sammelband erschien, der sich explizit aus der Perspektive der New Left mit dem Kritischen Theoretiker Herbert Marcuse beschäftigte, fand sich darin eine Diagnose des Herausgebers Paul Breines, die nicht nur überraschen mag, sondern aus der selbst Verwirrung und Bestürzung spricht: »At present, the New Left appears to have utterly and decisively freaked out« – die Linke ist verrückt geworden. Breines fuhr fort:

»Actions and theories are now upheld or denounced in the name of Marxism-Leninism, proletarian internationalism, revolutionary discipline, the working class, the Black Panther Party, Chairman Mao, the National Liberation Front of Vietnam, the dictatorship of the proletariat, the seizure of state power, armed struggle, and, here and there, Stalin, Georgi Dimitrov, and the People's Republic of Albania. At least momentarily, genuine *auto-critique* or critical self-reflection is scarce« (Breines 1970, S. 9).

Offensichtlich sah sich Breines, der in Madison, Wisconsin u.a. bei George L. Mosse studierte und in den 1970er Jahren an den sogenannten *freedom rides* in die de facto segregierten US-amerikanischen Südstaaten teilgenommen hatte, einem neuen Phänomen gegenüber. Zugleich sprach aus den Zeilen manifeste Frustration. Die politische Konzentration schien sich zu zerstreuen, die Träger vermeintlich revolutionären Handelns beständig zu wechseln. Tatsächlich war 1970 für die amerikanische Studentenbewegung kein gutes Jahr. Im Juni 1969 hatte sich die größte landesweite Organisation, die Students for a Democratic Society (SDS), bei ihrer Jahresversammlung in Chicago aufgrund innerer Streitigkeiten, Uneinigkeit in der Militanzfrage und allgemeiner strategischer Ratlosigkeit gespalten. Maßgeblich verantwortlich für den Bruch war die maoistische Progressive Labor Party (PLP), der stärkste Gegenpart zum basisdemokratischen, eher zur Hippie-Kultur

gehörenden Teil der Studentenbewegung. Die PLP war aus dem orthodox-kommunistischen, an Stalin und Mao orientierten linken Flügel der Jugendorganisation der Kommunistischen Partei hervorgegangen und hatte seit Mitte der 1960er Jahre begonnen, vor allem an der Harvard University die SDS zu unterwandern. Während die Hippies radikale Veränderung nicht durch traditionelle Organisierung, sondern vor allem durch die Transformation des vormals Privaten und die »Befreiung« des eigenen Selbst erreichen wollten, verkörperte die PLP das genaue Gegenteil. Vielen erschien sie geradezu als Karikatur orthodoxer Kadermentalität, die wohl nur die wenigsten aus eigener Erfahrung kannten. »Die PL-Leute kamen den echten SDS-Kämpfern wie Roboter vor. Sie trugen kurzgeschnittenes Haar, womit sie Gegnerschaft zu den Hippies signalisierten«, erinnert sich Paul Berman, der in den späten 1960er Jahren SDS-Aktivist in New York war. Auch im Habitus, gekennzeichnet von einer »straffe[n], fast militärische[n] Disziplin«, unterschied sich die PLP deutlich vom Rest der Bewegung.

»Bei Versammlungen fielen sie durch ihre Höflichkeit und argumentatives Geschick auf. Sie hoben die Hand und zitierten Stalin oder Mao mit ausdrucksloser Stimme, was im amerikanischen Englisch außerordentlich seltsam klingt« (Berman 1998, S. 69–70).

Der PLP gelang es Ende der 1960er Jahre, den Antikommunismus der SDS aufzuweichen und ihre landesweite Führung zu übernehmen. Auf der Jahresversammlung 1969 in Chicago kam es schließlich zum Bruch. Teile derjenigen Gruppen, die die Spaltung vorangetrieben hatten, sollten als die sogenannten Weathermen bekannt werden. Benannt hatte sich die Gruppe um Bill Ayers, Mark Rudd und Bernadine Dohrn nach einer Liedzeile Bob Dylans: »You don't need a weatherman, to know which way the wind blows«, heißt es in dem Song *Subterranean Homesick Blues*. Tatsächlich mochte diese Einschätzung wohl einzig und allein für die Weathermen gegolten haben; in der Überzeugung, dass sich nur durch ein höheres Maß an Gewalt die gesellschaftlichen Widersprüche zuspitzen lassen, verübten sie in den folgenden Jahren zahlreiche Anschläge. Für den Rest der New Left dürfte die Einschätzung der sozialen Großwetterlage deutlich schwieriger gewesen sein. Trotz enormer Mobilisierungserfolge gegen den Militäreinsatz in Vietnam war an der Anti-Kriegsfront kein Erfolg zu verzeichnen; die Verbindung mit der Bürgerrechtsbewegung, die Mitte der 1960er Jahre zu maßgeblichen legislativen Errungenschaften geführt hatte – beispielsweise der Civil Rights Act 1964 und der Voting Rights

Act ein Jahr später –, war zerbrochen. Das Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) hatte bereits 1966 alle weißen Mitglieder zum Austritt aufgefordert und transformierte sich sukzessive zur Black Panther Party, die den Grundsatz der Gewaltlosigkeit nicht länger teilte und sich zunehmend auf eine gleichsam organisch-biologische, mit höchster Authentizität versehene Idee von *blackness* berief. In den vor dem Hintergrund der deutschen Studentenbewegung verfassten Worten Adornos: »Man erfuhr die Krise von Praxis in der Gestalt: nicht wissen, was man tun soll« (Adorno 1970/1998, S. 762).

Paul Breines' Diagnose ist nicht nur deswegen bedeutsam, weil sie ein eindrucksvolles Panorama von so gut wie jeder Ende der 1960er Jahre existierenden, marxistischen Spielart enthält und aufmerksam die zunehmende Verlagerung der revolutionären Hoffnungen in die Dritte Welt und eine hyperbolische Rhetorik der Orthodoxy konstatiert. Auffällig ist vielmehr der Aufstieg der PLP und des Marxismus überhaupt. Zugespitzt: Nicht ein Zuwenig an Marxismus war in den Jahren 1969/70 aus der Sicht von Breines und vielen anderen ein Problem, sondern ein Zuviel. Vor dem Hintergrund, dass nur zwei Jahre zuvor Herbert Marcuse der amerikanischen New Left bescheinigt hatte, »nicht orthodox marxistisch oder sozialistisch«, sondern »durch ein tiefes Misstrauen gegen alle Ideologie, auch gegen die sozialistische Ideologie« (Marcuse 1967, S. 398) gekennzeichnet zu sein, ist dies durchaus verwunderlich.

Sowohl die Irritation von Paul Breines über den rasanten Aufstieg und ebenso schnellen Verfall des Marxismus als auch Marcuses Einschätzung der New Left zwei Jahre zuvor treffen etwas von der Besonderheit des Marxismus in den Vereinigten Staaten. Anders als beispielsweise in Deutschland, Frankreich oder Italien ist der Marxismus in der amerikanischen New Left ein Spätphänomen. Mehr noch: Er ist Ausdruck einer Krise. Paul Breines und andere versuchten dieser Krise in den 1970er und 1980er Jahren – maßgeblich vermittels der beiden Zeitschriften *Telos* und *New German Critique* – durch die Aneignung europäischer Denktraditionen beizukommen, insbesondere der Kritischen Theorie und jener Strömung innerhalb des Marxismus, die als Gegenpart zu Orthodoxy und Dogmatismus wahrgenommen wurde: dem sogenannten Westlichen Marxismus (vgl. ausführlich Zwarg 2017). Die Fokussierung auf die Kritische Theorie einerseits und den vornehmlich als Theorie und weniger als Praxis auftretenden Westlichen Marxismus andererseits reagierte dabei bereits auf die ambivalente Rolle des Marxismus in Amerika seit der Nachkriegszeit, sein eigenständiges Oszillieren zwischen subkutaner, latenter Existenz und seiner manifesten Anrufung als Schreckgespenst im Kalten Krieg. Noch 1971 eröffnete ein Band, der die Beiträge der »Socialist

Scholars Conference« versammelte, mit dem Eingeständnis: »At no time did socialism show the strength in the United States that it did in most of Europe and the Third World« (Fischer 1971, S. v).

Die folgenden Ausführungen widmen sich daher schlaglichtartig – und außerhalb des Milieus von Paul Breines – der US-amerikanischen Auseinandersetzung mit dem Werk von Karl Marx und dem Marxismus im Kontext des Kalten Krieges. Ihnen liegen zwei Hypothesen zugrunde: erstens, dass der Kalte Krieg nicht nur in historisch-politischer Perspektive, beispielsweise im Hinblick auf die antikommunistischen Initiativen des berüchtigten Senators Joseph McCarthy, von zentraler Bedeutung ist, sondern auch in die Marx-Lektüren und das kulturelle Gefüge hineinwirkt. Und zweitens, dass es etwas in der grundlegenden Konstitution des amerikanischen Gemeinwesens gibt, das sich der Kompatibilität mit dem marxistischen Theoriegebäude und der in ihm eingelassenen Geschichtsphilosophie zu widersetzen scheint. Dies gilt sowohl für die praktisch-institutionelle Ebene (beispielsweise Parteien oder die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung) als auch für die darin immer schon mitschwingende Perspektive einer radikalen Umwälzung der Gesellschaft. Zugespitzt ließe sich sagen, dass die Revolution, die der Marxismus versprach, den nordamerikanischen Kontinent in gewissem Sinne niemals erreicht hat – oder, darauf wird zurückzukommen zu sein, dort nicht ankommen brauchte, weil sie bereits den Gründungsakt Amerikas darstellte. Nicht nur hatte es in Nordamerika keine sozialistische oder kommunistische Revolution gegeben, auch die entsprechenden Parteien blieben meist nur auf lokaler Ebene aktiv. Die von der Theorie postulierten Bedingungen der Möglichkeit einer radikalen Veränderung schienen in den Vereinigten Staaten noch weniger gegeben zu sein als in Europa, wo sich zudem die Revolution gerade nicht in dem Land mit der fortgeschrittensten industriell-kapitalistischen Gesellschaft vollzog, sondern im maßgeblich agrarisch geprägten Russland.

Beide Hypothesen, die mit jeweils verschiedenen Analyseebenen verbunden sind, bedürfen der Erklärung: Das Marx'sche Werk im Besonderen sowie der Marxismus im Allgemeinen sind durch einen Doppelcharakter gekennzeichnet, der in den historischen Phasen seiner Tradierung jeweils unterschiedlich betont wurde. Schon immer ließ sich die marxistische Theorie als beides verstehen: als Analyse und Methode einerseits und als geschichtsphilosophischer Entwurf und Anleitung für die Praxis andererseits. Gerade die prominentesten Begriffe der marxistischen Nomenklatur leben nicht nur von dieser Ambiguität, sondern erhalten ihre Bedeutung recht eigentlich erst durch die Gravitation hin zur Praxis: Klasse ist sowohl ein analytischer

Terminus, der etwas über die Stellung im Produktionsprozess und den Besitz oder Nicht-Besitz von Produktionsmitteln aussagt, als auch dasjenige, was im Akt der Erkenntnis – als Klassenbewusstsein – den Impuls zur verändernden Praxis darstellen soll. Für die Tradierung des Marxismus hat dieser Doppelcharakter Folgen. Auch wenn sich im Grunde jedes System kapitalistischer Warenproduktion mit den Begriffen des *Kapitals* analysieren lässt, treten die begrifflich aus dem Kapitalismus in seinem »idealen Durchschnittschnitt« (Marx 1894/1989, S. 839) extrapolierten Kategorien immer nur historisch-spezifisch auf. Darüber hinaus ist nicht jede kapitalistische Formation in demselben Maße der praktischen Motivation offen. Gerade dies lässt sich anhand der Vereinigten Staaten demonstrieren, denn natürlich gab es auch marxistische Analysen amerikanischer Provenienz. Deren praktische Wirkung war allerdings eine ganz andere – und es ist gerade das Auseinanderfallen dieser beiden Aspekte, das erklärbungsbedürftig ist und dessen Gründe im amerikanischen Gemeinwesen zu suchen sind. Ein Blick in die Nachkriegszeit und die Auswirkungen des Kalten Krieges sowie die Auseinandersetzung mit einer prominenten Marx-Lektüre soll im Folgenden also nicht nur verdeutlichen, warum man über die Virulenz marxistischer Versatzstücke Ende der 1960er Jahre überrascht sein konnte, sondern auch, warum das Verhältnis zwischen dem Marxismus und den Vereinigten Staaten bis heute ein schwieriges ist. Dazu ist allerdings nicht nur auf konkrete Texte zu rekurrieren, sondern auch der kulturelle Zeitgeist in den Blick zu nehmen, in dem sich die kulturellen und historischen Bedingungen, die der Wirkmächtigkeit einer Theorie entgegenkommen oder nicht, oft sehr viel deutlicher wahrnehmen lassen.

Gegenwart und Zukunft in der verwalteten Welt – und eine Ehrenrettung des Kalten Krieges

Wenn die marxistische Theorie nicht nur ein Instrumentarium zur Analyse der Gegenwart darstellt, sondern auch einen Schlüssel für die Zukunft, so muss bezüglich der amerikanischen Rezeption zunächst nach dem historischen Bewusstsein gefragt werden, also nach dem Bild von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das in der Nachkriegszeit vorherrschend war. Anders noch als die Wissenschaft scheint vor allem die Kultur, Werke der Literatur, des Films oder der bildenden Kunst, für diese Dimension sensibel zu sein. In einem der jeweils für ein anderes Leben des Protagonisten Ferguson stehenden Kapitel

von Paul Austers Roman *4 3 2 1* aus dem Jahr 2017 gibt es beispielsweise eine Passage, in der Ferguson Nummer 1 drei Tage nach dem Beginn des Jahres 1960 alle maßgeblichen Motive des Lebens in den 1950er Jahren versammelt, was wiederum eindrücklich die Ambitionen erhellt, die in der folgenden Dekade virulent werden sollten. Aus irgendeinem Grund, so sinniert Ferguson, stand für ihn die Zeit der beginnenden 1960er Jahre im Zeichen ekstatischer Erneuerung, die sich in einer Person verdichtete,

»hatte der doch sein ganzes bewusstes Leben in den Fünfzigern mit einem Mann als Präsidenten verbracht, dem herzkranken, golfspielenden Exgeneral, und Kennedy erschien ihm als etwas Neues und außerordentlich Bemerkenswertes, ein vitaler junger Mann, der die Welt verändern wollte, die ungerechte Welt der Rassendiskriminierung, die idiotische Welt des Kalten Krieges, die gefährliche Welt des geistlosen amerikanischen Materialismus, und da kein anderer Kandidat diese Probleme zu seiner Zufriedenheit ansprach, stand für Ferguson fest, dass Kennedy der Mann der Zukunft war« (Auster 2017, S. 117).

Geboren wurde Austers Protagonist – wie der Autor selbst und wie viele der späteren Aktivisten der Studentenbewegung – in den 1940er Jahren, genauer gesagt im Jahr 1947. Der alte Mann, von dem Ferguson spricht, ist der 34. Präsident der Vereinigten Staaten, Dwight D. Eisenhower, der 1961 von John F. Kennedy abgelöst wurde. Die Symbolkraft, die der junge Kennedy gegenüber dem alten Eisenhower ausstrahlte, ja überhaupt die Aufladung, die das Adjektiv »jung« und sein Träger »die Jugend« in jener Zeit erhielt, ist schwer zu überschätzen. Ferguson (Auster) war sehr wahrscheinlich nicht allein mit seiner geradezu messianischen Überfrachtung der Figur Kennedys, der in dieser Passage überantwortet wird, die Statik des Kalten Krieges aufzubrechen, das atomare Wettrüsten zu beenden, die de facto immer noch bestehende Segregation zu beenden und aus der Welt des »geistlosen amerikanischen Materialismus« herauszuführen. Kurz – und damit endet das Zitat – Kennedy war der Mann der Zukunft.

Das sagt freilich weniger über Kennedy aus als über die zeitliche Textur des amerikanischen Lebens, also über das vorherrschende Verständnis von Gegenwart und Zukunft. Bekanntermaßen lauteten die Begriffe der Kritischen Theoretiker für die (amerikanische wie europäische) Nachkriegszeit »verwaltete Welt« (Adorno 1959/1998) und »eindimensionale Gesellschaft« (Marcuse 1964/2004); beide sollten das Verschwinden von Spontaneität, eine

eigentümliche Form der Statik und der Planung sowie das Ende traditioneller Systemantagonismen auf den Begriff bringen. Eine Zukunft jenseits der durch die Verwaltung vorgegebenen, eine Zukunft gar, die über das Bestehende hinausgeht, das ist einer so verfassten Gesellschaft fremd – auch dort, wo die Zukunft am stärksten beschworen wurde. Verdeutlichen lässt sich dies durch einen Blick in die Kulturindustrie, gleichsam dem manifesten Ausdruck des gesellschaftlichen Unbewussten, genauer gesagt, durch die Gegenüberstellung zweier Filmgenres, die die Nachkriegskultur dominierten und auf ihre je eigene Weise Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und das historische Bewusstsein erlauben: der Film Noir und das Genre der Science Fiction. Während der Film Noir nicht nur als ästhetische Verarbeitung neuer ökonomischer wie politischer Verhältnisse der 1940er und 1950er Jahre gelesen werden kann, sondern auch als Genre, das in seinem Innersten individuelle Handlungsunfähigkeit und die vollkommene Verdunklung der Zukunft inszeniert, steht Science Fiction für die geradezu hyperbolische Anrufung der Zukunft, die sich bei näherer Betrachtung jedoch als die alte Gegenwart herausstellt.

Ob es sich beim Film Noir tatsächlich um ein Genre im strengen Sinne handelt, ist nach wie vor umstritten; immerhin handelte es sich zunächst um eine Fremdzuschreibung. Fest steht, dass in den 1940er und 1950er Jahren eine Reihe von Filmen aus der Tradition des Krimis produziert wurden, deren Ästhetik, Setting, Dramaturgie, Stoffe und Handlungen den französischen Kritiker Nino Frank 1946 dazu brachten, von einem neuen Typus, dem Film Noir zu sprechen (vgl. Holt 2006, S. 24). Als Beginn der klassischen Noir-Ära gilt zu meist John Hustons *The Maltese Falcon* (1941), während ihr Ende mit Robert Aldrichs *Kiss Me Deadly* (1958) datiert wird. Ursprünglich handelte es sich um realistisch angelegte Kriminalfilme, häufig zentriert um einen innerlich gebrochenen, nach außen verhärteten Detektiv und nicht selten eine als Femme fatale gezeichnete Frauenfigur; Mord, der kaltblütig geplante wie der gleichsam schicksalhaft zufällige, Raub, Gier und nicht zuletzt Begierde und Eifersucht, dies waren die Themen der klassischen Noir-Filme: »unscheinbare, alltägliche Menschen, aber in ihrem Inneren ohne Halt. Ein kleiner Zufall wirft sie aus der Bahn und treibt sie, Spielball der eigenen Gier, ins Verbrechen und Verderben« (Böhringer 1998, S. 12). Cinematographisch dominierte eine düstere Belichtung, häufige Nachtszenen, starke Hell-Dunkel-Kontraste, ungewöhnliche, wechselnde Kameraperspektiven und die Dominanz des Vertikalen gegenüber dem Horizontalen. Die Wirkung dieser stark vom deutschen Expressionismus beeinflussten Noir-Ästhetik ist noch heute spürbar, wie die jüngs-

ten Batman-Verfilmungen, *The Man Who Wasn't There* (2001) von den Coen-Brüdern oder Todd Phillips' *Joker* (2019) zeigen.

Was den Film Noir hier von Interesse sein lässt, ist das Grundgefühl, das Filme wie Edgar G. Ulmers *Detour* (1945), Fritz Langs *Scarlett Street* (1945) und Jacques Tourneurs *Out of the Past* (1947) verbindet. Denn während der Western, das andere klassische amerikanische Genre, das Individuum als Held, die Weite des Landes und Offenheit des Horizonts der Möglichkeiten in Szene setzt – und damit gewissermaßen den Mythos des amerikanischen Gemeinwesens (vgl. Pippin 2010; Böhringer 1998) –, ist der Film Noir gewissermaßen die kulturindustrielle Verarbeitung der urbanen Schattenseiten der Modernisierung, die im Western nur als Bedrohung einer von vormodernen Werten wie Ehre und einer quasi göttlichen Gerechtigkeit gekennzeichneten Welt sichtbar sind. Im Film Noir ist der bürgerliche Alltag eine bloße Fassade, hinter der ökonomische Gier, Gewalt und Begierde lauern. Zwar agieren die Subjekte, aber sie scheinen es nicht aus freien Stücken und schon gar nicht in klarer Kenntnis der Gründe ihres Handelns zu tun (nicht zufällig gibt es in Noir-Filmen häufig eine Erzählerstimme, die das Geschehen für den Zuschauer einordnet). Zuweilen handeln sie sogar im Wissen um dessen Zwecklosigkeit, kurz: sie handeln fatalistisch. Robert B. Pippin, der seine Auseinandersetzung mit dem Film Noir unter den Begriff des Fatalismus gestellt hat, schreibt: »The standard picture is of people »trapped« either (somewhat paradoxically) by themselves (by who they have become), or by an anonymous and autonomous social order societal machine, or by a vast purposeless play of uncontrollable fortune, chance« (Pippin 2012, S. 11).

Vor dem Hintergrund der Marx'schen Theorie lässt sich diese Charakterisierung des Film Noir leicht als Verarbeitung, Inszenierung und Dramatisierung von Entfremdungssphänomenen lesen, unterfüttert von einer psychoanalytischen Tiefenschicht, in der das Subjekt – sowohl in gesellschaftlicher wie auch in individualpsychologischer Hinsicht – nicht »Herr im eigenen Hause« (Sigmund Freud) ist. Zweifellos noch unter dem Eindruck des Krieges und des Holocausts stehend – Fritz Lang und Edgar G. Ulmer sind nur zwei Beispiele für die zahlreichen Emigranten in Hollywood –, zeichnet der Film Noir eine Gegenwart ohne Zukunft, in der nicht das menschliche Handeln geschichtsmächtig ist, sondern blinde, schicksalhafte Kräfte. Und so sehr sich diese Verhältnisse gerade durch den Rückgriff auf Marx analysieren ließen, so sehr widerstreben sie doch der im Marxismus aufgehobenen Geschichts- und Revolutionstheorie. Angesichts einer undurchschaubaren Welt, abstrakter Kräfte und Mächte sowie eines unergründlichen und tendenziell zu allem Schlechten

fähigen Subjekts wird eine Veränderung der Gegenwart und damit eine Öffnung der Zukunft geradezu undenkbar.

Ähnlich verhält es sich paradoxerweise auch mit einem viel weniger realistischen, dafür aber qua definitionem mit der Zukunft beschäftigten Genre, das ebenfalls für die gesellschaftliche Stimmung der Nachkriegszeit charakteristisch ist und viel stärker noch als der Film Noir auf den immer mehr Kontur gewinnenden Kalten Krieg reagiert: Science Fiction. Ging es bereits im Genre der utopischen Romane des 16. und 17. Jahrhunderts recht eigentlich um die Gegenwart, so gilt dies auch für den modernen Nachfolger. Zwar gab es im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert eine wahrnehmbare Affinität zwischen literarischen Science-Fiction-Autoren und dem Sozialismus – man denke an Edward Bellamy, H. G. Wells und William Morris (vgl. Csicsery-Ronay 2003, S. 114) – und vor allem in Filmen nach 1960 wanderten sukzessive marxistische Ideen ein. Doch gerade in den USA war diese Affinität in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg besonders gering ausgeprägt. Sie werden an dieser Stelle hervorgehoben, weil sich im Science-Fiction-Film der Nachkriegszeit nicht nur die Verstellung der Zukunft durch eine vor allem technokratisch gedachte Gegenwart nachvollziehen lässt, sondern auch die Art und Weise, in der sich die Blockkonfrontation in die Produkte der Kulturindustrie einschrieb. Nominell und gemäß ihrem Setting spielten die Filme zwar natürlich in der Zukunft; sie nutzten zum Teil avancierte Kinotechniken, und lange bevor elektronische Musik ihren Status als ernst zu nehmende Avantgarde erhielt, kündigten schon Theremins und die ersten Analogsynthesizer die Ankunft von Ufos und allerlei außerweltlichen Wesen an (vgl. Barry 2018). Während jedoch in früheren Science-Fiction-Werken mittels des Szenarios einer außerirdischen Bedrohung gewissermaßen Probleme der Menschheit als Gattung verhandelt wurden, dominierte in den Vereinigten Staaten das Bild eines individuellen, technizistisch angelegten Erfinders, aus dem deutlich der amerikanisch geprägte Individualismus sprach:

»The model protagonist of US sf was not the socialist scientist working for the scientific reorganization of humanity, but the polymathic engineer-adventurer-entrepreneur embodied in the figure of the individual genius-inventor, Edison« (Csicsery-Ronay jr. 2003, S. 115).

Was als ferne Zeit präsentiert wurde, trug dementsprechend oft sehr deutlich die Spuren der Gegenwart. So sieht sich beispielsweise die Erde in dem Film *The Day, the Earth Stood Still* von Robert Wise aus dem Jahre 1951 einer unfass-

baren Bedrohung von außen gegenüber, einer fremden Macht, die die Kräfte des Universums in Schach hält und eine Armee von technologisch weit fortgeschrittenen Superrobotern unterhält, die noch dazu unerkannt unter den Menschen wandeln können. Ganz ähnlich wird in Don Siegels *Invasion of the Body Snatchers* (1956) eine kleine amerikanische Stadt von mysteriösen Außerirdischen bedroht, die die Körper der normalen Menschen übernehmen, sie in geist- und gefühllose Maschinen verwandeln und so die Gemeinde gleichsam unterwandern. Es fällt nicht schwer, hinter solchen Szenarien die Blockkonfrontation und die allgemeine Angst vor der Sowjetunion zu erkennen. Die sogenannte *red scare* und die antikommunistische Hexenjagd des Senators Joseph McCarthy evozierten regelmäßig den Topos der kommunistischen Unterwanderung, der Unerkennbarkeit von sowjetischen Agenten oder kommunistischen Sympathisanten – der Erfolg der Serie *The Americans* lebte von diesem Szenario – und der drohenden technischen Überlegenheit der Sowjetunion. Bedroht sahen sich die Vereinigten Staaten zu jener Zeit von einem Land, das zugleich als rückschrittlich und avanciert vorgestellt wurde, und es war die Angst vor einer kommunistischen Zukunft, die die Festigung und Rettung der amerikanischen Gegenwart umso mehr in den Mittelpunkt rückte und den Science-Fiction-Filmen einen dezidiert anti-utopischen Gehalt verlieh. »The word ›utopian‹ became associated in the popular mind with Soviet communism, and sf of the immediate postwar period was dominated by anti-utopian themes« (ebd.).

Unbestritten haben die Blockkonfrontation und die antikommunistische Rhetorik die Rezeption von Marx' Schriften und des Marxismus deutlich erschwert. Leicht übersehen wird dabei aber, inwiefern der Kalte Krieg als politischer Konflikt die Auseinandersetzung mit Marx vor dem Hintergrund des Interesses an einer fundamental anderen Gesellschaft als Möglichkeit noch offenhielt, ja dass die Rigidität der Kalten-Kriegs-Propaganda darauf beruhte, dass Kommunismus und Sozialismus noch als Gegner und damit als mögliche Alternative betrachtet wurden – etwas, das sich erst 1989 fundamental änderte. Mit Blick auf die Entwicklungen in den 1990er und 2000er Jahren lohnt es sich daher, daran zu erinnern, dass es sich beim Kalten Krieg um einen ideologischen Konflikt handelte – ein Konflikt, der zur Entscheidung darüber zwang, welches Wertesystem man befürwortete. Gerade deswegen war die Grundlage des Konflikts recht eigentlich der Universalismus, so Walter Benn-Michaels: »Ideological conflicts are universal, in other words, precisely because, unlike conflicts of interest, they involve disagreement, and it is the mere possibility of disagreement that is universalizing« (Benn-Michaels 2004, S. 31). Der Par-

teinahme für eine Idee gegenüber anderen Ideen ist nicht nur der Anspruch inhärent, dass diese richtig und andere falsch ist, sondern auch, dass sie richtig *für alle* ist, unabhängig von der jeweiligen Perspektive:

»the idea of truth's universality is nothing but a consequence of our disagreement. The universal does not compel our agreement, it is implied by our disagreement; and we invoke the universal not to resolve our disagreement but to explain the fact that we disagree« (ebd.).

Transformieren sich wiederum Konflikte zwischen Ideen in Konflikte zwischen Kulturen oder Identitäten, verschwindet die universalistische Basis; ideologische Differenzen, mit anderen Worten, möchten nach einer Seite hin aufgelöst werden. Kulturelle oder identitäre Differenzen werden zum Wert an sich, zum gleichsam wesenhaften und schützenswerten Gut.

Marx-Lektüren

Freilich ändert das nichts daran, dass die Nachkriegszeit der politischen oder auch wissenschaftlich-theoretischen Auseinandersetzung mit Karl Marx nicht unbedingt zuträglich war. Das zeigt bereits die Publikationsgeschichte seiner wichtigsten Werke. Erst 1970 wurde die bis lange Zeit maßgebliche englische Übersetzung von *Das Kapital* von Samuel Moore und Edward Aveling aus dem Jahr 1887 wiederveröffentlicht (vgl. Marx 1970). Die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte*, deren Entdeckung und Veröffentlichung 1932 eine ganze Generation von Marxisten beeinflusst hatte, waren 1959 erstmals in englischer Übersetzung erschienen, blieben im englischsprachigen Raum allerdings so gut wie unbekannt (vgl. Marx 1959). 1968 erschien in *New Left Review* ein Artikel von Martin Nicolaus unter der Überschrift *The Unknown Marx*, der dem englischsprachigen Publikum den Karl Marx der *Grundrisse* vorstellte und damit eine neue Dynamik in der Marx-Lektüre einläutete (vgl. Nicolaus 1968). 1973 veröffentlichte Pelican Books dann eine amerikanische Ausgabe (vgl. Marx 1973).

Bis dahin waren Marx und Marxismus als Themen entweder unter Emigranten, die mit den europäischen Traditionen noch vertraut waren, Parteikommunisten oder marginalisierten Kleingruppen von Sozialisten präsent; Zeitschriften wie *Monthly Review* (gegr. 1949), die anders als *Partisan Review* (gegr. 1934) ihrer kommunistischen Prägung treu blieben, veröffentlichten zwar beständig marxistische Texte, hatten aber über lange Zeit hinweg nur

wenige Tausend Abonnenten. Vor allem an den Universitäten, die sich in den 1930er und 1940er Jahren sehr wohl marxistischen Themen gewidmet hatten und politisch durchaus heterogen waren, hatte der institutionalisierte Antikommunismus deutliche Spuren hinterlassen. Wer sich vorher offen prokommunistisch oder prosozialistisch geäußert hatte, begann entweder zu schweigen und zog sich in sein Spezialfach zurück oder verlor seine Anstellung (vgl. McCumber 1996, S. 34–37). Auch die Assoziation von Juden mit linkem Engagement, die glaubte an vermeintlich überproportionale Aktivitäten jüdischer Emigranten in der kommunistischen Bewegung der 1930er Jahre anknüpfen zu können, entfaltete sich in den 1950er Jahren. Der Fall des der Spionage angeklagten und zum Tode verurteilten Ehepaars Ethel und Julius Rosenberg 1951 ist dafür paradigmatisch. An der Verfolgung kommunistischer Umtriebe waren aber nicht nur die staatlichen Behörden beteiligt, sondern auch die Hochschulen selbst. Am Ende der Ära McCarthy war der Marxismus aus der Universität weitgehend verschwunden. Das Ergebnis war eine Hochschullandschaft, der man zwar einen humanistischen Bildungsauftrag zusprach, die aber gleichzeitig von der Gesellschaft isoliert und von unmittelbar politischem Engagement freigehalten werden soll (vgl. Brick 2000, S. 24–33).

Selbst in den wenigen Fällen, in denen sich mit Marx beschäftigt wurde, sind die Neutralisierungs Kräfte des Kalten Krieges und ihre Auswirkungen auf die Lektüre deutlich spürbar. Auf dem Höhepunkt der McCarthy-Ära, im Jahr 1955, veröffentlichte der 1902 geborene Sidney Hook das Buch *Marx and the Marxists*, präsentiert als eine Einführung, mit kurzen Kapiteln zu den wichtigsten Figuren der marxistischen und kommunistischen Tradition (vgl. Hook 1955). Hook kann durchaus als einer der prominentesten Marx-Kenner jener Zeit gelten. Geboren in New York in einer Familie österreichisch-jüdischer Herkunft, hatte er u.a. bei dem Pragmatisten John Dewey studiert, in Berlin die Vorlesungen von Karl Korsch besucht und am sowjetischen Marx-Engels-Institut geforscht. In den 1930er Jahren unterstützte er den Präsidentschaftskandidaten der amerikanischen Kommunistischen Partei, brach allerdings mit der Komintern im Jahr 1933, weil er die Politik der Kommunisten für mitverantwortlich für den Aufstieg des Nationalsozialismus hielt. Zunächst noch auf Seiten der Trotzkisten, waren es schließlich die stalinistischen Säuberungen, die Hook zu einem lautstarken und entschiedenen Antikommunisten und sukzessive das, was man in den USA einen *cold war liberal* nennt, werden ließen. Hook war sowohl an der Gründung des Congress for Cultural Freedom als auch des American Committee for Cultural Freedom beteiligt, die beide im Kalten Krieg eine

große Rolle spielen sollten. Zudem unterstützte er die Entfernung von Kommunisten aus öffentlichen Ämtern.

Hooks Buch über Marx sowie die darin zum Ausdruck kommende Lesart lässt in vielerlei Hinsicht aufmerken. Zunächst betont er bereits zu Beginn der Studie eine Trennung, die charakteristisch für die marxistische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Ideal und Wirklichkeit ist: Wo der Marxismus als Bewegung triumphiert habe, also in der Sowjetunion, seien seine Ideale vollständig verraten worden; wo er als Bewegung scheiterte hingegen, also im Westen und nicht zuletzt in Amerika, da seien seine Ideale hingegen aufgeblüht (vgl. Hook 1955, S. 3). Diese Ideale allerdings werden wiederum scharf abgegrenzt von dem, was Hook »Utopianism« nennt und als eine Form des »social engineering« (ebd., S. 123) grundsätzlich für problematisch hält. Damit stellt sich die Frage, was denn die Ideale, die Hook durchaus wertfrei bis positiv einführt und beschreibt, eigentlich seien. Was sich in dem Buch durch die Lektüre von Marx, Engels, Lenin, Stalin, Plechanow, Kautsky und anderen hindurch vollzieht, lässt sich gewissermaßen als eine Amerikanisierung von Marx bezeichnen. Alle Elemente von Marx bzw. der marxistischen Tradition, die über das Bestehende hinausweisen (also in diesem Sinne utopisch sind), die Gewalt nach sich ziehen können und die an ökonomischen, naturrechtlichen oder historischen Determinismus erinnern, verschwinden aus der Überlieferung und hinterlassen einen Marx, der dem amerikanischen Ethos bis zum Verwechseln ähnlich sieht: Frei soll sich das Individuum in seiner Arbeit und einer Gemeinschaft verwirklichen, moralisch integer und politisch gebildet sein, konzentriert auf die Gegenwart und frei von den Fesseln der Vergangenheit. Das durchaus auch sympathische antideterministische Moment funktioniert dabei gerade auf Basis einer Absehung von der Ökonomie, die gleichsam natürlich mitläuft, ohne von Hook – außer in der Gestalt von Planwirtschaft – infrage gestellt zu werden. »The history of Marxism has brought home to reflective men everywhere the centrality of moral choice and responsibility in historical affairs generally« (ebd., S. 125), schreibt Sidney Hook und verwendet damit nicht zufällig zwei Zentralbegriffe seines Lehrers John Dewey. In dieser amerikanischen Form werden Marx und der Marxismus für Hook zur Erfüllung des einst sozialistischen Versprechens einer Verbesserung der Lage der Arbeiterschaft. Die kommunistische Frage, ob man »Demokratie essen« könne, sei durch die Erfahrung der Arbeiter in den Vereinigten Staaten eindeutig beantwortet worden:

»That experience has shown that, under a government based on the principle of liberty, the worker has not only retained his freedoms but that he eats far better than in any society in which a dictatorship rules, especially where a dictatorship rules in his name« (ebd., S. 129).

Eine Neue Linke ohne Marx

Mit diesem Argument zitierte Sidney Hook gewissermaßen nicht nur die Wirklichkeit, sondern, ohne es auszuweisen, auch einen der wichtigsten Texte zum Schicksal des Marxismus in Amerika: Werner Sombarts 1906 erschienenen Aufsatz *Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?* Die Prämisse, auf deren Basis die provokative Titelfrage gestellt werden konnte, ist die durch den Marxismus überlieferte – und durch Marx nur zum Teil gedeckte – Revolutionstheorie. Wenn es stimmt, dass sich die Revolution in dem Land vollziehen wird, dessen Produktivkräfte am weitesten entwickelt sind, wenn es stimmt, dass diese Entwicklung der Produktivkräfte zu immer größerer Verelendung führt, bis sich der gesellschaftliche Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen so weit zuspitzt, dass das Proletariat schließlich in einem gleichsam naturgeschichtlichen Akt die Macht an sich reißt – wenn all das stimmte, warum war es dann nirgends geschehen und warum standen nicht die Vereinigten Staaten kurz vor der Revolution, ja hatten noch nicht mal eine sozialistische Bewegung oder Partei, die mit ihrem europäischen Gegenpart vergleichbar gewesen wäre? »Wenn wirklich«, so Sombart, »der moderne Sozialismus als eine notwendige Reaktionserscheinung aus dem Kapitalismus folgt, so müßte das Land höchster kapitalistischer Entwicklung – eben die Vereinigten Staaten – gleichzeitig das klassische Land des Sozialismus, müßte seine Arbeiterschaft Trägerin der radikalsten sozialistischen Bewegung sein« (Sombart 1906, S. 24–25). Zwar sah Sombart durchaus die Existenz zweier sozialistischer Parteien – die Socialist Party und die Socialist Labor Party – sowie sozialistisch inspirierter Gewerkschaften. Deren Wahlerfolge seien jedoch nicht nur überschaubar, sondern auch durchaus wechselhaft. Vor allem aber registrierte er ein prinzipielles Einverständseins mit der kapitalistischen Produktionsweise, mithin eine Abwesenheit jener materiellen Umstände, von denen anzunehmen sei, dass sie einer Radikalisierung zuträglich seien (vgl. ebd., S. 29). Sombart stand also ganz auf dem Boden einer Geschichtsphilosophie, in der Armut und Elend als prinzipielles Movens der Entstehung

von Klassenbewusstsein und daran anschließend einer gesellschaftlichen Umwälzung fungierten. Mit dem Historiker Eric Foner lässt sich der Kern von Sombarts Frage dementsprechend folgendermaßen formulieren:

»Thus, ›why is there no socialism?‹ really means, why is the United States the only advanced capitalist nation whose political system lacks a social democratic presence and whose working class lacks socialist consciousness« (Foner 1984, S. 59).

Die Antworten auf diese Frage, so Foner, haben sich seit Sombarts Aufsatz kaum geändert (vgl. ebd., S. 58). In den USA hatte es weder eine große Verelendung gegeben, noch hatte die Arbeiterschaft, die durchaus militante Kämpfe ausfocht, ein spezifisches Klassenbewusstsein, das sich in Klassenpolitik übersetzte. Bis auf eine kurze Phase in den 1930er Jahren entsprach die Politik der Gewerkschaften eher der hiesigen Sozialdemokratie. Überhaupt von einer homogenen Arbeiterklasse zu sprechen, war in den Vereinigten Staaten problematisch, da sich die Stratifizierung der Gesellschaft eher an Kategorien der Hautfarbe vollzog als an ökonomischem Status; fehlende feudale Manufakturtraditionen sorgten dafür, dass sich Standesbewusstsein nicht in Klassenbewusstsein übersetzen ließ. Die schiere Größe des Landes hatte zudem ein hohes Maß an individueller Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit zur Folge, die wiederum Mobilisierungen im großen Stil verhinderten und das Glücksversprechen der Reise nach Westen überhaupt erst hervorbrachten. Auch bestand eine der wichtigsten Funktionen des Zwei-Parteien-Systems darin, politische Extreme zu neutralisieren. Fundamentale Veränderungen wurden zudem durch den amerikanischen Institutionalismus erschwert, der zwar Sicherheit ermöglicht, Transformationen aber auf Langsamkeit verpflichtet. Und nicht zuletzt waren die USA – darauf hat Hannah Arendt (1963/2011) eindrücklich hingewiesen – selbst durch eine politische Revolution gegründet, eine Revolution, die keinen Feudalismus, kein *ancien régime* hinwegfegen musste.

Sombarts spezifische Fassung der Frage nach dem Sozialismus in den Vereinigten Staaten, die bis heute als ein zentrales Element dessen gilt, was als amerikanischer Exzessionalismus bezeichnet wird, und die freilich selbst auf ihren expliziten Determinismus zu hinterfragen wäre, ist häufig kritisiert worden. Dass sie aber nicht verschwindet, sondern stattdessen bis in die jüngere Gegenwart aufgerufen wird – und sei es, um sich von ihr zu distanzieren (vgl. Therborn 2022, S. 45) –, lässt darauf schließen, dass sie zumindest einen

neuralgischen Punkt trifft. Es lässt sich kaum bestreiten, dass signifikante Reibungen zwischen der marxistischen Theorie und der Konstitution des amerikanischen Gemeinwesens bestehen, in dem bereits klassische sozialdemokratische Forderungen – erinnert sei an die Präsidentschaftskandidatur von Bernie Sanders – das Verdikt des Sozialismus ereilen.

In der amerikanischen New Left lebt etwas von diesem dem Marxismus widerstrebenden Erbe fort, das weit hinter den McCarthyismus zurückreicht. Als die amerikanischen SDS 1960 gegründet wurden, kamen sie zwar aus der sozialdemokratischen Bewegung, vermieden jedoch – wie bereits ihre Vorläuferorganisation – das Wort »Socialist« im Titel und nannten sich schlicht *Students for a Democratic Society*. Als sich 1962 fast sechzig SDS'ler in Port Huron trafen, um gemeinsam schließlich den von Tom Hayden eingereichten, 48 Seiten langen Entwurf eines Manifests auf einige wenige Seiten einzudampfen und als *Port Huron Statement* zu verbreiten, bezogen sie sich nicht auf sozialistisch oder marxistisch inspirierte Gesellschaftsentwürfe, sondern auf die amerikanisch-puritanischen Traditionen der kommunalen Selbstverwaltung (vgl. Brick 2000, S. 21). Das Wort Sozialismus wurde absichtlich vermieden und die Rede von der *participatory democracy* war mehr als Echo amerikanischer Town-Hall-Meetings zu verstehen denn als verkappte Version der Arbeiterräte (vgl. Flacks 2008, S. 209). Stattdessen listete das *Statement* – neben der partizipativen Demokratie – freie Bildung, eine Lockerung des Zwei-Parteien-Systems und verschiedene andere, eindeutig auf die spezifisch amerikanische Situation zugeschnittene Dinge als zentrale Forderungen. Kurz gesagt, die Einflüsse der Studentenbewegung waren nicht Marx oder Lenin, sondern Thomas Jefferson, Emma Goldman und Paul Goodman (vgl. Bronner 1983, S. 128). Es ist diese genuin amerikanische Tradition des politischen Aktivismus, in die dann Mitte der 1960er Jahre ein Marxismus orthodoxer Prägung stieß, der allerdings zu jenem Zeitpunkt schon das Symptom einer Krise war. Und es war diese politische Gemengelage, jenes sich 1969 endgültig offenbarende Scheitern der amerikanischen Studentenbewegung, in dem der Marxismus eine entscheidende Rolle gespielt hatte, die überhaupt erst die Suche nach anderen Traditionen entstehen ließ, also dem, was dann als Westlicher Marxismus und Kritische Theorie sich angeeignet wurde.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1959/1998): Kultur und Verwaltung. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften (AGS). Bd. 8.1. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 122–146.
- Adorno, Theodor W. (1970/1998): Marginalien zu Theorie und Praxis. In: AGS. Bd. 10.2, S. 729–782.
- Arendt, Hannah (1963/2017): Über die Revolution. München/Zürich: Piper 2011.
- Auster, Paul (2017): 4 3 2 1. Hamburg: Rowohlt.
- Barry, Robert (2018): Die Musik der Zukunft. Berlin: Edition Tiamat.
- Benn-Michaels, Walter (2004): The Shape of the Signifier. 1967 and the End of History. Princeton: Princeton University Press.
- Berman, Paul (1998): Zappa meets Havel. 1968 und die Folgen. Eine politische Reise. Übersetzt von Hans-Joachim Maas. Hamburg: Rotbuch.
- Böhringer, Hannes (1998): Auf dem Rücken Amerikas. Eine Mythologie der neuen Welt im Western und Gangsterfilm. Berlin: Merve.
- Breines, Paul (1970): From Guru to Spectre. Marcuse and the Implosion of the Movement. In: Breines, Paul (Hg.): Critical Interruptions. New Left Perspectives on Herbert Marcuse. New York: Herder&Herder, S. 1–21.
- Brick, Howard (2000): Age of Contradiction. American Thought and Culture in the 1960s. Ithaca: Cornell University Press.
- Bronner, Eric (1983): Reconstructing the Experiment. Politics, Ideology, and the American New Left. In: Social Text 8, S. 127–141.
- Csicsery-Ronay jr., Istvan (2003): Marxist Theory and Science Fiction. In: James, Edward/Mendelson, Farah (Hg.): Cambridge Companion to Science Fiction. Cambridge: Cambridge University Press, S. 113–124.
- Fischer, George (Hg.) (1971): The Revival of American Socialism. Selected Papers of the Socialist Scholars Conference. New York: Oxford University Press.
- Flacks, Richard (2008): Die philosophischen und politischen Ursprünge der amerikanischen New Left. In: Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.): 1968. Vom Ereignis zum Mythos. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 201–222.
- Foner, Eric (1984): Why Is There No Socialism in the United States. In: History Workshop 17, S. 57–80.
- Holt, James (2006): A Darker Shade: Realism in Neo-Noir. In: Conrad, Mark T. (Hg.): The Philosophy of Film Noir. Lexington: University of Kentucky Press, S. 23–40.
- Hook, Sidney (1955): Marx and the Marxists. The Ambiguous Legacy. New York et al.: Van Nostrand.

- Marcuse, Herbert (1964/2004): *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Springer: Zu Klampen.
- Marcuse, Herbert (1967): Ziele, Formen und Aussichten der Studentenopposition. In: *Das Argument* 45, S. 398–408.
- Marx, Karl (1959): *Economic and Philosophical Manuscripts*. Moskau: Progress.
- Marx, Karl (1970): *Capital*. Moskau: Progress.
- Marx, Karl (1973): *Grundrisse*. New York: Penguin.
- Marx, Karl (1894/1989): *Das Kapital. Dritter Band*. In: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke*. Bd. 25. Berlin: Dietz.
- McCumber, John (1996): Time in the Ditch. American Philosophy and the McCarthy Era. In: *Diacritics* 26, S. 33–49.
- Nicolaus, Martin (1968): The Unknown Marx. In: *New Left Review* 48, S. 41–61.
- Pippin, Robert B. (2010): *Hollywood Westerns and American Myth. The Importance of Howard Hawks and John Ford for Political Philosophy*. New Haven/London: Yale University Press.
- Pippin, Robert B. (2012): *Fatalism in American Film Noir. Some Cinematic Philosophy*. Charlottesville/London: University of Virginia Press.
- Sombart, Werner (1906): Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Therborn, Göran (2022): The World and the Left. In: *New Left Review* 137, S. 23–73.
- Zwarg, Robert (2017): *Die Kritische Theorie in Amerika. Das Nachleben einer Tradition*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.